

Zeitungspreis
für Halle im Vertriebspreis 2,50 Mark.
hinauf bei Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährige Zeitung kostet monatlich 1,20 Mark.
Halbesche Buchhandlungsgesellschaft, Buchhändler Co.,
Königsplatz 11, Halle a. S.
Vertrieb durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Halle, Verleger: H. Schmidt, Buchhändler, I. B. Pross, Buchh.

Morgen
Ausgabe.

Angelagerter
für Halle im Vertriebspreis 2,50 Mark.
hinauf bei Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährige Zeitung kostet monatlich 1,20 Mark.
Halbesche Buchhandlungsgesellschaft, Buchhändler Co.,
Königsplatz 11, Halle a. S.
Vertrieb durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Halle, Verleger: H. Schmidt, Buchhändler, I. B. Pross, Buchh.

Halbesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 489. — Jahrg. 190.

Halle a. S., Mittwoch 19. Oktober 1898.

Verleger: H. Schmidt, Buchhändler, I. B. Pross, Buchhändler.
Halle a. S., Gröbenstraße 87.

Der vereitelte Mordanschlag auf unseren Kaiser

hat auf der ganzen Welt Entsetzen und Entrüstung hervorgerufen. Das ganze deutsche Volk hat alle Kräfte, dem Allmächtigen heißen Dank dafür zu sagen, daß er das drohende Unheil abgewendet hat, und ihn zu bitten, auch weiterhin seine Hand schützend über dem in fernem Lande wohnenden Kaiserpaar zu halten. Daß es sich um einen ernsthaften, sorgfältigen Plan, der mit langer Geduld vorbereitet war, handelt, steht nach allen bisher veröffentlichten Angaben fest. Ebenso dürfte der Zusammenhang dieses Anschlages mit der ruchlosen That Puchonis, also das Verhören einer anarchohijackischen Partei, die sich in der Umgebung aufzuweisen pflegt. Den Vorwürfen treibt kein schändliches Gewissen, auch bei diesem Verfall wieder eine Wollensweise des Anarchismus zu verfolgen. Das sozialdemokratische Centralorgan und, ihm nachgehend, die ganze sozialdemokratische Presse, streift den Attentatsplan zu einer „Polizeimache“, arbeitet also wieder nach der alten Methode: entweder die That eines „Pöbels“ oder eines „Verrückten“, nur beiseite nicht eines Anarchisten! Selbst nach der offiziellen Erklärung der „Nordd. Allg. Ztg.“, daß in der That der tatsächliche Plan einer Verführung zur Ermordung des Kaisers bestanden habe, entblüht sich das Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie nicht, folgendermaßen seine Leser irre zu führen:

„Das angeblich von Anarchisten geplante Attentat auf den deutschen Kaiser wird nur von denjenigen ernst genommen, welche ein Interesse daran haben, daß die beständige Bedrohung der Anarchistenkonferenzen gegen „Anarchisten“ Wasser auf die Mühlen der Reaktion leitet. Nichts interessiert Menschen und Völkern betrachten die Sache ohne Flecht wie wir und der Umstand, daß noch keinerlei ernsthafte oder auch nur halbamtliche Bekämpfung erfolgt ist, beweist, daß die internationalen Verführungsmaßnahmen erster Instanz entbehren. Wie wäre es auch anders möglich?“

Nichts ist für die Sozialdemokratie gravierender, als diese Stellungnahme, dieser Bericht, die ganze Sache noch immer als ein böswillig erfundenes Märchen hinstellen, den Anarchismus zu verächtlichen! Es spricht sich hieraus mit erschreckender Offenheit die Verwandtschaft und die Sympathie zwischen Anarchismus und Sozialdemokratie aus! Aus der Sicht der sozialdemokratischen Presse, die anarchohijackischen Bräutigam in ein gutes Licht zu stellen, geht das Bewußtsein der Mitschuld ihrer Partei an diesem Unthun deutlich hervor. Die fortschreitenden Aufregungen gegen Anarchismus und Ordnung, gegen Religion und Monarchie, die Verherrlichungen der Attentate und des Parteimartyrertums können am letzten Ende auch eine andere Wirkung auf fanatische Köpfe nicht haben, als eine „Begeisterung“ zur „Propaganda der That“.

Was den mörderischen Anschlag selbst betrifft, so vermehren sich täglich die Gründe, daß man es mit einer weitverbreiteten, großen Verschwörung zu thun hat, die ihre Wurzeln bis nach Europa hinüberreicht. Wesentlich ist es wenigstens gelungen, den künftigen Plan der Mordthaten völlig zu vereiteln! Mit banaler Sorge wird das deutsche Volk, wird die ganze zivilisierte Welt den weiteren Verlauf der Reise unseres kaiserlichen Herrn verfolgen.

Die amtliche Feststellung besitzigt Folgendes:
Jede der beiden zu dem Anschlag gegen Kaiser Wilhelm bestimmten Bomben enthielt zwei Pfund Kaliumchlorid und 26 Revolver-Patronen von großem Kaliber. Die Bomben selbst bestanden aus galvanisiertem Eisen, das mit Wasserstoff wappent war. Die Auslösung der Bomben geschah in dem Moment eines Passierens. Die Sprengstoffmenge war in einer Kiste verpackt. Mit der Ueberbringung der Bomben ausserhalb des Damfers als Kellner in Dienst nehmen lassen. Eine gleiche Stellung hatte er sich schon in dem Hotel Bristol in Jassa verpackt, um dort in unauffälliger Weise die Bomben für die irrer Verwendung bestimmten Zielmänner des Verbrechens aufzubewahren.

Die „Daily Mail“ läßt sich aus Alexandria melden: Alexandria ist der Herd eines kosmopolitischen Verbrechens und des Anarchismus-Ausbruches für Südrußland und die Levante. Ein großer Bergschlag der Verbrecher sind Italiener, der Veranlassungsort der Anarchistenkongresse ist die obdure Meiseube, wo die Bomben gefunden wurden. Wie gewöhnlich nur Einer darunter ein Verbrecher, er ermöglichte es Harrington Ben, schriftliche der Verführung zu folgen, bis die Aufhebung der ganzen Gesellschaft möglich war. Weitere Verhaftungen sind wahrscheinlich. Der Führer der Bande ist Ugo Barrini, der Weigerer des Cafes. Als er vor den Konsul gebracht wurde, machte er einen wüthenden Angriff auf ihn und konnte nur mit Mühe

überwältigt werden. Da alle Verbrecher Italiener sind, konnte die Verhaftung nur durch den italienischen Konsul ausgeführt werden. Derselbe behauptete alle Schriftstücke mit Beschlagnahme und hat um die alleinige Weiterführung der Untersuchung nach den bestehenden Kapitulationen. Da er aber keine Erfahrung besitzt und nicht über die nötige Organisation zu einer kriminellen Untersuchung verfügt, unterbreitete er die Angelegenheit der italienischen Regierung. Die englische Polizei muß jetzt thätlos zusehen. Unter den konspirativen Schriftstücken sind Nummern der anarchohijackischen Zeitschrift „L'Anarchista“ aus Neudatel, voller Anweisungen zur Ermordung des Königs Humbert.

Aus Konstantinopel wird gemeldet: Die hiesige Polizei hat anlässlich der Ankunft des deutschen Kaiserpaars umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen getroffen, arbeitssfähige Leute, jedweder Art, Griechen und Italiener, sowie solche, die sich nicht genügend legitimieren konnten, wurden für die Dauer der Kaiserreise in Polizeigewahrsam genommen.

Im „Camb. Rev.“ wird noch Folgendes bemerkt: Wie man weiß, ist bisher ein gemeinsames scharfes Vorgehen gegen den Anarchismus und seine ruchlose Propaganda des Wortes und der That bisher hauptsächlich am Wiberstand Englands gescheitert. Zeit nehmen aber gerade die englischen Väter, von denen übrigens keines einen besonderen Verdacht über die Verhaftungen gebracht hat, auf Grund der Verdächtigungen der Presse die feste Entschlossenheit und Betonen, daß namentlich der Zeitpunkt gekommen sei, wo unter allen Umständen strenge internationale Maßnahmen gegen die Anarchisten ergriffen werden müßten. England vor Allen sei verpflichtet, rücksichtslos die Hand dazu zu bieten, da es hauptsächlich bisher durch seinen passiven Widerstand solche gemeinsame Aktionen verhindert habe.

Die Kaiser-tage in Konstantinopel.

Gestern Vormittag um 9 Uhr ist das Kaiserpaar wohnhaft in der herrlichen Villa in Konstantinopel eingetroffen und die Festtage am Gelbesen Meer haben somit ihren Anfang genommen. Schon früh um 7 Uhr waren das russische Schiff „Kaiser“ sowie die türkische „Mehmet“ und „Bosporus“ mit der deutschen Kolonne am Bord, ferner ein Konstantinopeler Schiff mit den deutschen Eskadren und zahlreichem Privatpersonal, alle reich besetzt, dem deutschen Geschwader entgegengefahren, das gegen 8 Uhr in Sicht kam. Um 8^{1/2} Uhr begabten sich die Schiffe gegenüber der Mole. Hinter der „Hohenzollern“ folgten die „Hertha“, dann die „Sola“ und schließlich die türkische „Mehmet“. Die Waffenschiffe spielten die deutsche Nationalhymne, türkische Hymnen erklangen, die Schallmörser schrien laut und alle Hymnen. Der Kaiser und die Kaiserin stiegen auf der Kommandobrücke und grüßten ununterbrochen halbwegs nach allen Seiten; der Kaiser trug Marineuniform, die Kaiserin ein helles Kleid mit weißem Ueberwurf. Als das deutsche Geschwader um 8^{1/2} Uhr an der Bräutigam ankam, gab die „Hertha“ 21 Schüsse ab, auf die vom türkischen „Mehmet“ und dem türkischen Stationsgeschwader unter den Kurab und Jassas Kanonen der türkischen Mannschaften erwidert wurde. Als die deutschen Kriegsschiffe sich Dolma-Bagdschi näherten, hielten sie die türkische Flotte, und die Schiffe, auf denen sich die Mitglieder der deutschen Missionen befanden, verließen die türkische Flotte, die Waffenschiffe spielten und die Deutschen durch riefen, vor den drei Kriegsschiffen.

Das Personal der deutschen Botschaft, welches dem deutschen Kaiserpaar nach dem Dardanellen nicht entgegengefahren war, begab sich um 8^{1/2} Uhr zur Begrüßung der Allerhöchsten Gäste nach Dolma-Bagdschi. Um 8^{1/2} Uhr im Ort, verließen die türkischen Majestäten die Spitze des Seerails. Das Geschwader war gefolgt von einem rumänischen Schiff mit der deutschen Kolonne am Bord, einem bulgarischen Dampfer mit der deutschen Eskadre und einem österreichischen Dampfer mit den hier eingetroffenen Fremden. Die Ankunft des Kaiserpaars vor dem Palais in Dolma-Bagdschi hat einen glänzenden Anblick. In der Richtung maurischer, türkischer und Romaine-Architektur macht das von Sonnenlicht umflossene, von den blauen Meereswellen umspülte Palais von weitem Warnen einen mächtigen Eindruck. Die „Hohenzollern“ warf gegenüber dem türkischen Hof anker, rechts von ihr die „Sola“, auf der linken Seite die „Hertha“. Das Meer bot ein überaus herrliches Bild durch die große Anzahl der Campartorischen und Barben; Salutschüsse, Musik und Hurrarufe tönten fortwährend zum Lande herüber. In der Treppe zur Landungsbrücke fanden die Kaiserlichen Flaggenhütten, rechts linkswärts die türkischen Waffenschiffe und ein 15 Notzen starker Jun absonstiger Bauern der Hofgesellschaft, linkswärts zwei 21 Notzen starke Jäger der türkischen Waffenschiffe (Waffenschiffe) mit der Fahne. Vor diesen hatten der Reichshofmeister von Warschau mit sämtlichen Mitgliedern der Hofkapelle und des Konsulats in Uniform mit ihrem Namen zur Verfügung genommen. Anstehend an die Leibkompanie standen Jäger und Generalsadjutanten bis zum Landungsquai, auf welchem sich die das Kaiserpaar empfangenden Persönlichkeiten, unter ihnen Marschall Oudemars, verammelten hatten. Nach 9 Uhr ging die Schraubenschiff „Kaiser“ ab, rechts von ihr die „Sola“, auf der linken Seite die „Hertha“. Das Meer bot ein überaus herrliches Bild durch die große Anzahl der Campartorischen und Barben; Salutschüsse, Musik und Hurrarufe tönten fortwährend zum Lande herüber. In der Treppe zur Landungsbrücke fanden die Kaiserlichen Flaggenhütten, rechts linkswärts die türkischen Waffenschiffe und ein 15 Notzen starker Jun absonstiger Bauern der Hofgesellschaft, linkswärts zwei 21 Notzen starke Jäger der türkischen Waffenschiffe (Waffenschiffe) mit der Fahne. Vor diesen hatten der Reichshofmeister von Warschau mit sämtlichen Mitgliedern der Hofkapelle und des Konsulats in Uniform mit ihrem Namen zur Verfügung genommen. Anstehend an die Leibkompanie standen Jäger und Generalsadjutanten bis zum Landungsquai, auf welchem sich die das Kaiserpaar empfangenden Persönlichkeiten, unter ihnen Marschall Oudemars, verammelten hatten. Nach 9 Uhr ging die Schraubenschiff „Kaiser“ ab, rechts von ihr die „Sola“, auf der linken Seite die „Hertha“.

veränderten Kanonenschüsse, daß das Kaiserpaar die „Hohenzollern“ verlassen habe. In diesem Augenblicke kam der Sultan, welcher Marineuniform trug und viele türkische Orden angelegt hatte, begleitet von seiner Suite, an und begrüßte die Gemahlin des deutschen Reichshofmeisters. Als das Kaiserpaar die „Hohenzollern“ mit dem Kaiserpaar, folgte, indem er den Gruß der Kaiserin huldvol heraus und begrüßte das Kaiserpaar freundlich bewegt, bevor noch das Boot angelegt hatte. Die Majestäten erwiderten dem Gruß nicht. Beim Verlassen des Bootes unterließ der Sultan die Kaiserin und drückte ihr die Hand. Die Begrüßung zwischen dem Kaiser und dem Sultan war überaus herzlich. Beide höchstens freundlich bewegt wiederholt freilich die Hände. Nachdem sodann das nähere Gefolge vorgeführt war, reichte der Sultan der Kaiserin den Arm und schritt langsam durch das von der Leibkompanie gebildete Geleite. Kaiser Wilhelm, zu dessen Rechten der Marschall von Österreich und zu dessen Linken der deutsche Reichshofmeister, wurde von Marschall Oudemars und Hofbeamten durch die weiten Gänge des Palastes nach bis in den Salon, in dem der Sultan seine Gäste zu kurzen Besuchen führte. Die eine Seite des mit zahlreichen Gemälden geschmückten nach dem Meere zu gelegenen Salons wurde bald von den beiderseitigen Bedienten und den türkischen Waffenschiffen besetzt, während man auf der anderen Seite genau beobachtet konnte, was sich die Unterhaltung beider Majestäten mit dem Sultan gestaltete. Auch das türkische Gefolge wurde von dem Kaiser und der Kaiserin in die Unterhaltung gezogen. Die Kaiserin unterließ sich länger Zeit mit dem Marschall von Österreich. Nachdem die Unterhaltung unangenehm eine Pause eintreten sollte, reichte der Sultan der Kaiserin den Arm und führte sie zum Kaiserthron auf der Landseite; die Kaiserin huldvol dankte. Am Kaiserthron wurden die Wagen besetzt; in dem ersten übermäßigen, goldbestrichenen Wagen saßen der Kaiser mit dem Sultan und Marschall Oudemars, im zweiten der Kaiser mit dem Großvezier und dem Marschall Foad Pascha, in dreizehn weiteren Wagen das Gefolge und die Mitglieder der deutschen Botschaft.

Seit dem frühesten Morgen wartete am Uferbuhne des Akademiens-Arenens neben der türkischen die deutsche Flotte. Die Schiffe sind in Gruppen besetzt, viele Privatleute tragen Plagiaten und eine taubindische Menge drängt sich auf den Straßen, in den Häusern und auf den Höhen. Die Truppen-Ausstellung hatte sich etwas verändert und als der Sultan vom Hidsa-Kloster nach Dolma-Bagdschi fuhr, kamen die Truppen in Gleichzeit herangeströmt, um an beiden Seiten der Straße bis Hidsa-Marktstellung zu nehmen. Auf der rechten Seite stellte sich das albanische Bataillon, das 2. Jäger-Bataillon, 5. und 6. Infanterie-Regiment und das 1. Jäger-Bataillon auf. Auf der linken Seite der Straße standen das 2. Infanterie-Regiment, das Marine-Infanterie-Bataillon, das 3. Jäger-Bataillon, eine Feuerwerkbatterie und das 7. Infanterie-Regiment. Die Kavallerie bestand aus zwei Kavallerie-Bataillonen, das Garde-Regiment, sowie ein Kavallerie-Regiment auf. Alle Truppen trugen neue Uniformen, die Infanterie hatte das Seitenzeug aufgezogen, die Kavallerie trug neue Reitmanntel. Die Truppen waren durchwegs einen recht guten Eindruck zu machen. Die Kavallerie hatte mit 10 bis 12 Pferden, die Kavallerie mit 8 bis 10 Notzen in jedem Wagen ausgerüstet. Die Kompanien und Eskadrons waren 2 bis 4 Jäger stark, einige Bataillone waren nur mit zwei Kompanien ausgerüstet. Die Truppenausstellung war wunderbar, ohne Abbruch zwischen den Worten. In den Zuschauergruppen fanden sich Militärkapellen. Die Kavallerie und Kavallerie wurden durch Kavallerie-Bataillone absepariert und der Sicherheitsdienst wurde sorgfältig gehandhabt. Aus vor der Vorbereitung der Majestäten riefen die Offiziere den Mannschaften zu, sie müßten den deutschen Soldaten und dem Kaiser zeigen, daß der Sultan gute Soldaten habe. Um 10 Uhr verließen die deutsche Nationalhymne und das Kommando zum Abschieden der Gewehre das Herannahen des kaiserlichen Juges. Das Publikum ergriß lebhaft Bewegung. Die Kaiserin, in lebhafter Unterhaltung mit dem Sultan, betrachtete mit Interesse das Treiben auf der Straße, der Kaiser, in der Truppe und grüßte ununterbrochen nach allen Seiten. Es war ein prachtvolles Bild, als der Kaiser unter heimatlichen Klängen der Waffenschiffe in die geläuterte, mit der deutschen Flotte geschmückte Flotte des Sultans einlief.

Um Hidsa-Kloster angekommen, hielten der Kaiser dem Sultan das Bild Oudemars vor. Der Kaiser und die Kaiserin erwiderten alsbald, begleitet von ihrem Gefolge, dem Kaiserpaar und dem Hofbeamten der Sultan in seinem Arbeitszimmer mit dem Kaiser und der Kaiserin, sowie mit dem Großvezier, dem Staatsminister U. Bilal und dem Reichshofmeister. Marschall Oudemars wurde in Unterhaltung. Der Kaiser und die Kaiserin nahmen das Gebet frühzeitig ab der 21 Uhr ab. Um 11 Uhr ein, um dem Sultan die Allerhöchsten Gefolge die Mitglieder der Botschaft, der deutsche Generalkonsul und verschiedene hohe türkische Waffenschiffe waren. Nach Aufhebung der Tafel nahmen die Majestäten den Vortrag mehrerer Gesandtschaften von dem im Garten ausgehenden deutschen Botschaftsmitgliedern entgegen. Darauf erfolgte die Verlesung einer Depesche des Kaisers, welche dem Sultan den Eid lebendigen Schutzes; in der Erwiderung auf die von dem Sprecher Großvezier verlesene und in türkischer Sprache abgelesene Adresse betonte Seine Majestät, wie er sich über die höchste Aufnahme freue; seine Majestät in Bezeichnung der Ehre, sei ganz bereit, seinen Besuch zu machen, wie sich über die Freundschaft, die zwischen ihm und dem Sultan bestehenden freundschaftlichen Beziehungen bewiesen, wie viel Freude ihm die Versicherung in Worte und Taten in freundschaftlichem Verhältnis zu gegenseitiger Förderung seien können. Nachdem noch die

Stadtschiffahrt... Standesherren... 18. Oktober...

Ans der Provinz Sachsen und ihrer Umgegend.

Der Kaiser... 18. Oktober... 18. Oktober...

18. Oktober... 18. Oktober... 18. Oktober...

zu unecht... 18. Oktober... 18. Oktober...

18. Oktober... 18. Oktober... 18. Oktober...

17. Oktober... 18. Oktober... 18. Oktober...

18. Oktober... 18. Oktober... 18. Oktober...

Marktberichte.

Central-Stelle der Preussischen Landwirtschaftsvereine.

Table with columns: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, etc. and rows for various regions like Ostpreußen, Westpreußen, etc.

b) Nach privater Ermittlung.

Table with columns: Berlin, Stadt, etc. and rows for various locations.

c) Weizenmarkt.

Table with columns: Don Neuport, etc. and rows for various locations.

18. Oktober... 18. Oktober... 18. Oktober...

Waaren- und Produktberichte.

18. Oktober... 18. Oktober... 18. Oktober...

Volkswirtschaftlicher Theil.

Wochenberichter der Reichsbank vom 15. Oktober 1898.

1. Metallbestand... 2. Gold in Barsen... 3. Gold in Reichsbanknoten...

4. Gold in Reichsbanknoten... 5. Gold in Reichsbanknoten...

6. Gold in Reichsbanknoten... 7. Gold in Reichsbanknoten...

8. Gold in Reichsbanknoten... 9. Gold in Reichsbanknoten...

10. Gold in Reichsbanknoten... 11. Gold in Reichsbanknoten...

12. Gold in Reichsbanknoten... 13. Gold in Reichsbanknoten...

14. Gold in Reichsbanknoten... 15. Gold in Reichsbanknoten...

16. Gold in Reichsbanknoten... 17. Gold in Reichsbanknoten...

18. Gold in Reichsbanknoten... 19. Gold in Reichsbanknoten...

20. Gold in Reichsbanknoten... 21. Gold in Reichsbanknoten...

22. Gold in Reichsbanknoten... 23. Gold in Reichsbanknoten...

24. Gold in Reichsbanknoten... 25. Gold in Reichsbanknoten...

26. Gold in Reichsbanknoten... 27. Gold in Reichsbanknoten...

28. Gold in Reichsbanknoten... 29. Gold in Reichsbanknoten...

30. Gold in Reichsbanknoten... 31. Gold in Reichsbanknoten...

32. Gold in Reichsbanknoten... 33. Gold in Reichsbanknoten...

34. Gold in Reichsbanknoten... 35. Gold in Reichsbanknoten...

36. Gold in Reichsbanknoten... 37. Gold in Reichsbanknoten...

38. Gold in Reichsbanknoten... 39. Gold in Reichsbanknoten...

39. Gold in Reichsbanknoten... 40. Gold in Reichsbanknoten...



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

45) Roman von Carl Ed. Klopfer.

„Was ſagſt Du aber nun zu einem neuen Pavillon, Rätſchen,“ ſagte Morawinski, „den wir im Parke an der Stelle des alten, ſchon baufällig gewordenen errichten wollen?“

„Ein Pavillon — wie himmlisch!“ rief Rätſe begeiſtert.

„Warte, Du kanntſt ſogleich den Plan dazu ſehen! Ich habe ihn in der Bibliothek.“

Dann eilte der Bräutigam davon, ehe ſich noch Bloß zu dem Gange erbieten konnte. Hermann ſetzte indeſſen das Projekt auseinander.

„Ein wahres Kleinod im Rokokoſchmucke ſoll es werden, meine Gnädige.“

„Und jetzt beſchrieb er den Pavillon im Einzelnen, als ob er ſchon davor ſtehe. Als er zu der Einrichtung kam, war Rätſe ſchon ganz hingeriſſen.

„Vergoldete Boulemöbel mit himmelblauem Seidendamast?“ rief ſie entzückt. „Wie reizend!“

„Der Graf hat Geſchmack, das muß man ſagen,“ bemerkte Eglantine.

Bloß lächelte fein.

„Aber die Architektur muß doch ein Fachmann angegeben haben?“ fragte ſie dann.

Bloß verneigte ſich. „Der Plan iſt das Produkt einer meiner Muſeſtunden, und ich bin glücklich und ſtolz, daß er den Beifall der künftigen Eigenthümerin gewonnen hat.“

Da war es mit Rätſe's Entzücken vorbei.

„Bemühe Dich doch nicht, Wladimir,“ rief ſie dann zur Thür hinaus. „Ich kann mir das Ganze ſchon vorſtellen, und von Bauplänen mit Grundriß und Maßstäben verſtehe ich ja doch nichts.“

Und da er ſie nicht wohl hören konnte, folgte ſie ihm in die Bibliothek hinüber.

Eglantine ſchien zu den wohlwollenderen Gardedamen zu gehören, die es verſtehen, daß ſich ein Brautpaar mitunter nach einigen Minuten Alleinſeins ſehnt, denn ſie blieb ſitzen.

„Sie haben ſich die Gunſt der künftigen Gräfin Morawinski noch nicht errungen,“ ſagte ſie lächelnd.

Bloß ſeufzte.

„Die Offenheit, mit der ſie Ihnen das eben wieder bewies, ſtreift eigentlich an Unart. Aber ich hoffe, Herr Doktor, Sie halten das ihrer zuweilen noch kindiſchen Natur zu Gute. Sie kann ja auch noch nicht das richtige Verſtändniß für den Werth der großen Dienſte beſitzen, die das Haus ihres künftigen Gatten Ihnen zu danken hat.“

Sie ſagte das ſehr bedeutsam, und ihr Blick haſtete mit einem ganz beſonderen Ausdruck auf dem Manne, der da in einer Haltung vor ihr ſtand, als hätte er ſich im nächſten Augenblick wieder zu ihren Füßen werfen wollen. Sein Geſicht war

jetzt ſehr blaß vor Aufregung, es leuchtete faſt magiſch aus der Umrahmung des ſchwarzen Vollbartes.

„Gnädige Frau,“ kam es ihm heifer gedämpft aus einer beengten Kehle, „wenn Sie das ſagen, ſo habe ich den herrlichſten Lohn für allen meinen guten Willen ſchon gefunden. Doch gerade Sie dürften ein minder lobendes Urtheil über mich fällen! Die Dienſte, die ich dem heutigen Grafen Morawinski erwies, haben Sie ja um ein gutes Unrecht hier beraubt. Dieſer Edel-muth beſchämt mich nun geradezu.“

„O, überſchätzen Sie ihn nicht! Sie haben mir ja neuerdings — Ihre Freundschaft angeboten, und — wer weiß — vielleicht gehe ich mit dem Gedanken um, ſie bald recht ausgiebig in Anſpruch zu nehmen.“

„Es könnte keine herrlichere Ausſicht für mich geben!“

„Ich war übrigens etwas ungerecht, egoiſtiſch in meinem Schmerze, und noch geſtern glaubte ich, den Freund zurückweiſen zu ſollen. Vergeben Sie mir! Heute habe ich mich darauf beſonnen, daß ich vielleicht eines aufopfernden Verräthers bedarf, und an wen könnte ich mich da eher wenden, als an Sie, für deſſen ehrliebe Treue ich ja ſchon Bürgſchaften beſitze.“

Sie reichte ihm die Hand, und er zog dieſe an die Lippen. Eglantine zuckte ein wenig zuſammen unter der leiſen, aber Berührung, aber Bloß wußte ſich auch dieſe Bewegung nur zu ſeinen Gunſten zu deuten.

„Verfügen Sie über mich, gebieten Sie über mich, als über: Ihre unbedingten Sklaven!“ ſtammelte er leiſe. „Ich ſchwöre es Ihnen, es iſt keine leere Phraſe, wenn ich Ihnen ſage: Mein Leben hängt an Ihren Lippen — eine Silbe, ein Blick von Ihnen, und es hört auf!“

„O, geben Sie Acht, daß ich Sie nicht beim Wort nehme!“ ſagte ſie mit einem leiſen, eigenthümlich metalliſchen Lachen.

„Thun Sie es!“

Sie überlegte einen Augenblick, dann ſtand ſie auf. Ihre Miene drückte eine unbeugsame Entſchloſſenheit aus.

„Sie können nicht wiſſen, was ich von Ihnen verlangen würde als Probe Ihrer Feſtigkeit. Was ich unter männlicher Kühnheit begreife, unter abſolutem Muth, das möchte Ihnen wohl Grauen einflößen.“

„Grauen?“ lächelte er. „Laſſen Sie's darauf ankommen!“

„Der Mann, der mir als Ideal vorſchwebt, muß etwas von jenen Weltoberern an ſich haben, die über hunderttauſend Schlachtenopfer zu Siegen geſchritten ſind. Verſtehen Sie mich wohl? Dieſer Mann darf kein anderes Geſetz kennen als das eine: ſeinen unbeugsamen Willen über jedes Hinderniß hinweg zum Ziele führen. Nur einem ſolchen Mann würde ich vertrauen.“

Hermanns Augen leuchteten in dem wilden Triumphe auf, der jetzt aus der Tiefe ſeines Herzens aufſtieg.

„Hier ſteht ein ſolcher,“ ſagte er mit ſchrecklicher Ruhe.

„Ach!“ machte ſie, ſich mit einem verächtlichen Achſelzucken halb abwendend. „Was reden wir da? Solche Geiſter, ſolche

Männer giebt es ja gar nicht! Der letzte ist auf St. Helena gestorben — und auch der als gestürzter Gigant. Unsere Zeit erzeugt nur noch Schwächlinge.“

„Hier steht ein Mann von jenen Eigenschaften, sag' ich!“
„Bilden Sie sich das wirklich ein? Mag sein. Aber auf die Probe stellen kann ich Sie nicht, denn mißlänge sie — so . . .“

„So sähen Sie sich verloren und vernichtet,“ fiel er ein. Dann sah er rasch um sich, in der unwillkürlichen Vorsichtsbewegung eines Irrsinnigen, und trat dicht an Eglantine heran. Seine Stimme war gedämpft, aber trotzdem hatte jede Silbe seiner Worte furchtbare Deutlichkeit. „Es existirt Jemand, den Sie hassen gelernt haben, weil ein verhängnisvoller Irrthum Sie an ihn gekettet hat. Nun denn, ein Wink von Ihren Augen, und ich tödte ihn.“

Das war ohne allen theatralischen Beiwerk gesprochen, klar und einfach wie eine Alltagsphrase. Vielleicht war der Mann auch noch so weit bei Besinnung, um sich den natürlichsten Rückweg offen zu halten: ein helles Lachen, das seine Rede mit einem Male als einen gelungenen Spaß beleuchtet hätte. Aber jene Zeichen, die man nicht vor Gericht stellen kann, der Ausdruck seines Auges, die eiserne Stirn und die ganz bestimmte Haltung sprachen mehr als jene einfachen Worte. Und Eglantine verstand auch diese stumme Sprache. Ein kalter Schauer griff sie an. Auf ihren Lippen erstarrte das spöttische Wort, mit dem sie ihm hatte erwidern wollen.

So herrschte noch Schweigen zwischen den Weiden, als das Brautpaar aus der Bibliothek zurückkehrte. Eglantine schöpfte Lust. Gottlob, da waren ja ein paar Menschen von kindlichem Herzen!

„Haben Sie den Plan?“ fragte sie, nicht ohne Mühe auf den harmlosen Plauderton von früher zurückgreifend.

„Den Plan — ach ja!“ stotterte Morawinski verlegen. „Den — den habe ich vergessen.“

„Wir haben ihn aber schon ganz genau studirt,“ kam ihm Rätke mit der weiblichen Schlagfertigkeit in solchen Lagen zu Hilfe. „Und ich bin vollständig damit einverstanden.“

„So hat er Dir also gefallen?“ lachte Eglantine, ihr mit dem Finger drohend.

„Wirklich sehr gut,“ entgegnete der Schalk und wandte sich ab, um ein vergnügtes Lächeln zu verbergen . . .

Als sie beim Begleichen die Treppe hinabstiegen, ließ Eglantine das Pärchen vorausgehen.

„Wir müssen uns so bald als möglich und ohne Störung sprechen,“ flüsterte sie, ohne jedoch den Kopf nach dem hinter ihr befindlichen Begleiter umzuwenden.

„Noch heute, wenn Sie wollen,“ gab Bloch ebenso leise und rasch zurück.

„Gut, aber wo?“

„Kennen Sie die Waldhütte auf dem Grenzhügel zwischen den Gärten?“

„Gewiß,“ antwortete sie kaum hörbar, aufmerksam laufend, während sie langsam die nächsten Treppentufen zurücklegte.

„So kommen Sie heute Abend dahin! Welche Stunde wäre Ihnen die passendste?“

„Nein oder halb Zehn. Nach dem Abendbrod wird's mir nicht schwer fallen, mich loszumachen.“

„Wohlan, ich werde Sie erwarten!“

„Abgemacht! — Aber Rätke, so laufe doch nicht so! Oder willst Du mich hier zurücklassen?“ . . .

Der Wagen mit den beiden Damen war fort. Bloch kam in seinem Zimmer wie ein Trunkener an.

War es möglich? War es Wirklichkeit, was er da erlebt hatte? Ach freilich, freilich! Und es war ja auch gar nicht so

wunderbar; es stimmte eigentlich auf's Haar mit seinen Berechnungen. Daß er neuerdings so verzagt hatte sein können, an der Macht seines Einflusses zu verzweifeln! Jetzt hielt er den herrlichsten Beweis dafür in Händen: war denn das nicht Geist von seinem Geiste, was aus dieser einst so schwachen, gebrechlichen Frau zu ihm gesprochen hatte? Kein Zweifel, er hatte sie nicht nur von ihrer Nerventraktheit geheilt, sondern ihr auch unwillkürlich — durch Gedanken- und Gesinnungsübertragung — den Urgrund seiner Weltanschauung suggerirt, jene Herrenmoral, die da sagt: „Du darfst Dir Alles erlauben, wenn Du stark genug bist, es bis zum Aeußersten durchzuführen und die Folgen zu ertragen. Das Gewissen ist Aberglaube, und stehest Du über diesem Popanz, so bist Du Dein eigener Richter, wie Du Dein eigener Schicksalslenker bist!“ — Und diese Einflüsterung hatte ja selbstverständlich nur langsam wirken können; natürlich, ein Charakter läßt sich doch nicht so schnell „heilen“, wie ein eingebildetes Nervenübel! Aber jetzt theilte sie seine Ideen und Anschauungen.

„Jetzt ist sie mein, und sie soll sich nicht getäuscht haben, als sie den Herrn und Meister in mir witterte! — Den Gatten aus dem Wege räumen! Saha! Nicht übel! Die radikalste Art, sich den Weg frei zu machen! Und von mir verlangt sie den Plan zu der Ausführung, die Kombination aller Sicherheitsmaßregeln. Bravo! — O, wach' ein Weib! Aber so, so passen wir für einander! Glaub's wohl, daß Dir kein Anderer auf dieser Erde taugt, Du neue Brunhild, Du — als ich!!“

Und dieses Ich stand nun wieder als der anbetungswürdige Göze vor diesem Manne, der sich da auf der höchsten Höhe geistiger Erhabenheit dünkte, ein „Uebermensch“, und noch nicht oder nicht mehr spürte, daß bereits der Dämon des Wahnsinns an seine Stirne pochte.

Es dämmerte schon stark, als die beiden Damen auf Nebenstein anlangten. Hans, den die ganze Zeit eine zunehmende, ihm schließlich selbst nicht mehr erklärliche Unruhe gefoltert hatte, trat seiner Frau schon auf dem Korridor entgegen. Ihr Gesicht entsetzte ihn. Morilos nahm er sie am Handgelenk und führte sie auf sein Zimmer, während Rätke noch in Muff und Jacke zu ihrer Mutter hineinstürzte, um ihr von all' den Herrlichkeiten zu berichten, die ihr als Schloßherrin von Birkenried in Aussicht standen.

Brunow schloß die Thür hinter sich ab. Dann ging er auf die Lampe zu, die auf seinem Schreibtische stand, und hob den Schirm ab, um sich Eglantine erst in der vollen Beleuchtung anzusehen. Sie stand mitten im Zimmer, sich rein mechanisch ihrer Ueberkleider entledigend. Ihr Auge blickte unter finster zusammengeschobenen Brauen gedankenvoll ins Leere.

Eine Weile betrachtete er sie so. Da eben, als er sie endlich anreden wollte, richtete sie sich mit einem keuchenden Athemstoße auf.

„Nein, ich kann's doch nicht allein vollführen!“ brach es aus ihrer Brust, während sie die Handschuhe von sich schleuderte.

„Was denn, was denn? — Tini, um Gottes Willen! was ist Dir? Du machst mir Angst. — Zum Henker mit aller feigen Zurückhaltung! Wir müssen uns endlich aussprechen. So kann's nicht länger zwischen uns bleiben!“

Diese kraftvollen Worte schienen sie vollends aufzurütteln. Sie eilte auf den Gatten zu und reichte ihm beide Hände.

(Fortsetzung folgt.)

(Nach'ruck verboten.)

Schulanfang. Von Willy Weber.

Nun war er gerade ein halbes Duzend Jahre Lehrer: Zu Michaeli war er Walter Bentien angestellt worden. Mit einer wehmüthigen Resignation gedachte er der vergangenen Zeiten. Der Herr Lehrer war in seinem Heimathsdorfe eine Respektsperson gewesen, man blickte mit Ehrfurcht zu ihm empor. Aus seinem Jungen einen Lehrer zu machen, war der höchste Ehrgeiz des Bauern. Dazu mußte man „Grüße im Kopf“ haben, und die besaß nun einmal nicht Jeder. Aber Walter versüßte über „Grüße“, und so war ihm denn von klein auf vorerzählt worden, daß er Lehrer werden würde. Dieser Gedanke hatte Wurzel in ihm geschlagen, und als ihm seine guten Zeugnisse und eifrige Fürsprache die Thore des Seminars geöffnet hatten, war er der Fleißigsten und Eifrigsten einer. Seine Eltern waren nicht wenig stolz auf ihn, und als dann seine Anstellung endlich erfolgt war, kannte ihre Freude keine Grenzen.

Auch er empfand ein erhebendes Gefühl der Befriedigung, — es war ohne Zweifel ein schöner Beruf, die jungen Menschen-Knospen zu erziehen, zu veredeln und zur Blüthe zu bringen. Mit Feuereifer ging er an's Werk, er wählte, mit dazu berufen zu sein, die Geschicke der Menschen leiten zu können. Es gab Herrn arbeitstreibigeren, gewissenhafteren Jugenderzieher als Herrn Bentien . . .

Nun hatte sich das geändert. Zwar die Arbeit und Gewissenhaftigkeit waren geblieben, aber die Ideale hatten sich allgemach verflüchtigt. Der Beruf des Jugendbildners erschien ihm wie jeder andere; wenn er das abzog, was ihm früher als Ideal vorgeschwebt hatte, blieb wirklich nur die Dretmühle des Alltagslebens übrig. Sechs Jahre lang hatte er nun den ABC-Schützen die elementarsten Kenntnisse beigebracht, in einzelnen Fällen hatte er überraschende Erfolge erzielt, in manchen aber waren seine Bemühungen nutzlos geblieben: es war keine „Grüße“ da. Das tägliche Einerlei lähmte den Schwung seiner Gedanken, er fühlte eine Leere in seinem Herzen, unwillkürlich suchte er nach einem Gegenstand, dem er sein Interesse entgegenbringen konnte.

Da kam das siebente Jahr heran: Der Michaelis-Schulanfang! Nun, es war wie in den früheren Jahren. Der kleine Max, der noch kleinere Emil und der allerkleinste Karl wurden eingeschult. Zuckerbüten, Spielsachen, fürsorgliche Mütter, zärtliche Väter, — es war immer dasselbe Bild. Der Lehrer stellte die üblichen Fragen, er erhielt die gewöhnlichen Antworten. Da fiel ihm ein kleiner Knirps auf, der bescheiden in einer Ecke stand. Das Kind war sorgfältig gekleidet, aber man sah doch auf den ersten Blick, daß es große Mühe gekostet haben mußte, das alles so sauber herzurichten. Und dann das Gesicht des Jungen: blaß, mit vielen blauen Aderchen an den Schläfen, scharf hervorpringender Nase und Augen, die traumverloren, wehmüthig in die Welt blickten. Es lag ein eigenthümlicher Ernst in dem Blick dieser Augen, in dem scharf geschnittenen Gesichtchen, — ein Ernst, der das Alter des Kindes rügen konnte.

„Wie heißt Du?“ fragte der Lehrer.
 „Wilhelm Nabis,“ antwortete der Kleine ohne Scheu.
 „Wo wohnst Du?“
 „Herbertstraße 6, 3 Treppen.“
 „Was ist Dein Vater?“
 „Der ist gestorben,“ erklang es zurück; ein verhaltenes Weh durchbebt das zarte Stimmchen. Der Lehrer zögerte, — es erschien ihm indiskret, weitere Fragen zu stellen. Aber sein Interesse war nun einmal erwacht, und so forschte er weiter:

„Ist Deine Mutter nicht mitgekommen?“
 „Nein.“
 „Weshalb denn nicht?“
 „Weil sie so sehr weinen mußte, als ich fortging,“ stotterte der Kleine, und es schien mit seiner Selbstbeherrschung auch zu Ende zu gehen.
 „Armer Junge,“ tröstete ihn der Lehrer, „und Du hast nicht einmal eine Zuckerbüte?“
 Das Kind schüttelte traurig den Kopf. Der Lehrer brachte ihm etwas aus seinem eigenen Vorrath.
 „Ich danke,“ sagte der Junge in der ihm eigenen ruhigen Weise, rührte aber nichts von dem Erhaltenen an. „Erst zeige ich das Mama, die ist, seit Papa todt ist, immer so sehr traurig . . .“

Dem Lehrer ging die Sache nicht mehr aus dem Kopf: dieses frühreife, kluge Kind und seine Mutter, welche der Schmerz um den verlorenen Gatten derart überwältigt, daß sie nicht im Stande ist, den ersten Schulgang ihres Lieblings zu überwachen, „weil sie so sehr weinen muß!“ Die Frau mußte viel Herz, viel Gemüth haben.

Am nächsten Tage ließ sich eine Dame anmelden: Frau verw. Rechnungsrath Nabis, las er auf der Karte. „Jedenfalls die Mutter von dem Kleinen gestern,“ sagte er sich.

Eine in tiefer Trauer gekleidete Dame trat ins Zimmer. „Ich muß Ihnen danken, Herr Bentien,“ begann sie mit klangvoller Stimme, „daß Sie sich meines Wilhelm so freundlich angenommen haben. Ich wäre gern selbst mitgekommen, aber es war gestern für mich ein schmerzlicher Gedentag: vor einem Jahre, gerade zu Schulanfang, starb mein guter Mann . . .“

Eine peinliche Pause trat ein. Als er endlich wieder Worte fand, kam er über die landesüblichen Redensarten nicht hinaus: „D bitte, keine Ursache . . . Ich freue mich, dem Kleinen eine Freude bereitet zu haben . . . Ein solcher Gedentag muß recht schmerzlich sein . . .“

Ein dankbarer Blick traf ihn. Als er die vor ihm Stehende näher betrachtete, bekam er's mit dem Staunen. Wittwen hatte er sich im Allgemeinen anders vorgestellt, aber das war ja eine noch ganz junge Dame, — ein reizendes Mädchen, sagte er sich im Stillen.

„Wenn ich Sie noch um Etwas bitten dürfte,“ begann sie wieder, „mein Wilhelm ist zwar ein begabtes Kind, aber er ist etwas flüchtig, hastig . . . Wenn Sie die Güte haben würden, in der ersten Zeit vielleicht durch einige Privatstunden nachzuhelfen —, ein mildes Noth slog über ihre zarten Gesichtszüge.“

Das überraschte ihn doch! Er hatte in seiner Schule gerade genug zu thun, sollte er sich noch Privatstunden aufhalten? Er warf einen prüfenden Blick auf die junge Wittwe. Der gab den Ausschlag.

„Ich werde Dienstags und Freitags von 4 bis 5 Uhr kommen,“ erklärte er.

Er hielt Wort, obgleich er am ersten Dienstag das Gefühl nicht los werden konnte, daß er sich da in eine Gefahr begeben, aus der eine Rettung unmöglich sein werde. Hinterher legte er über seine Aengstlichkeit. Die Privatstunde war verlaufen wie jede Schulstunde, nur daß er sich mit dem kleinen Wilhelm allein zu unterhalten hatte.

Wilhelm Nabis war ein kluger Junge und von einer ganz besonderen Fassungsgabe. Auch die Beobachtungsgabe war scharf ausgeprägt.

„Sie sind heute so traurig, Herr Bentien,“ sagte ihm Wilhelm eines Freitags, „warum denn? Mama hätte Ihnen gerne guten Tag gesagt, aber der Dunkel Vormund hatte geschrieben und da mußte sie hin.“

Der Lehrer erröthete und begann sofort seinem Schüler den Unterschied zwischen Haupt- und Eigenschaftswort klar zu machen.

„Wissen Sie, Herr Bentien,“ erzählte Wilhelm in der nächsten Stunde, „Mama hört mir immer ab, was ich gelernt habe. Sie ist sehr zufrieden. Gestern sagte sie, einen besseren Lehrer wie Sie gäbe es nicht mehr . . .“

Herr Bentien erröthete wieder, er nestelte in sichtbarer Verlegenheit an seinem Kragen herum.
 „Mama freut sich immer auf die Stunden,“ meinte Wilhelm, „sie möchte so gern dabei sein.“

Herr Bentien sah aus wie ein frischgefotterter Hummer, eine arge Beklemmung hatte ihn überfallen. Wilhelm bemerkte das und fragte in seiner Naheveisheit: „Haben Sie Mama auch gern? Die hat Sie sehr lieb!“

Er wurde immer verwirrt, seine Gedanken waren nicht mehr bei der Sache. Diese junge Wittwe störte seine Stunden . . . Darüber war er fünf Minuten lang ärgerlich, dann aber hatte er wieder seine Freude darüber — das war wirklich ein unheimlich leidlicher Zustand.

In der nächsten Woche mußte der Herr Schulinспекtor kommen, darüber herrschte unter den Lehrern kein Zweifel. Eine Parade der A-B-C-Schützen stand bevor und da galt es, die letzte Instruktion zu ertheilen, damit man vor dem Gestrengen in Ehren bestehen konnte.

Herr Bentien brauchte keine Furcht zu haben, er hatte seine Klasse vorwärts gebracht; einige Jungen hatte er freilich auch, die mit „Grüße“ nicht bedacht worden waren, aber die gab's in jeder Klasse. Die verschwanden unter den übrigen

en We.
können,
ielt er
s nicht
en, ge-
sefel, er
vern ihr
süßber-
rt, jene
lauben,
zuführen
glaube,
eigener
— Und
wirken
schnell
theilte
haben,
— Den
! Die
on mit
ination
Weib!
aß Dir
Du —
ifschende
n Höhe
ch nicht
hnsinn
— —
Neben-
hmende,
gefoltert
n. Ihr
entk und
uff und
en Herr-
rtenfried
ging er
und hob
len Be-
sich reim
blickte
voll ins
s er sie
schenden
' brach
von sich
Willen!
mit aller
en. So
aufzu-
m beide

52 Jöglingen, an sie würde sich der Herr Schulinspektor wohl auch nicht gleich wenden. Dagegen Wilhelm — der vermochte schon besser Rede und Antwort zu stehen. Somit wurde Wilhelm Zweiter. Daß die Antworten des Primus zur Zufriedenheit des Herrn Schulinspektors ausfallen würden, war eine alte Tradition, die sich jahraus, jahrein bewahrheitete.

Diesmal auch wieder! Der Herr Schulinspektor schlug einen mehr fortdialen Ton an.

„Also höre mal,“ wandte er sich schließlich auch an Wilhelm, „wie heißt Du?“

„Wilhelm Rabitz,“ erfolgte prompt die Antwort.

„Zeige mir einmal Deine Hefte —, nun lies mir etwas vor —, rechne jetzt an der Wandtafel u. s. w.“ der Herr Schulinspektor verlangte viel von dem kleinen Kerl.

„Brav, sehr brav,“ meinte er dann, und zu dem Lehrer gewendet: „Herr Ventien, Sie sind Ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen. Ich freue mich, Ihnen dies sagen zu können; ich werde Ihre Beförderung zum ersten Lehrer in Vorschlag bringen.“

„Dann wird er auch mein Papa,“ entfuhr es Wilhelms Munde.

Der Herr Lehrer gerieth in große Verlegenheit und fächelte sich mit seinem Taschentuch Kühlung zu, der Herr Schulinspektor blickte erlaunt auf den Jungen.

„Wie kann denn Herr Ventien Dein Papa werden?“ meinte er endlich in ungläubigem Tone.

Wilhelm erklärte zuversichtlich, „Mama sagt immer, wenn Herr Ventien erst mal erster Lehrer ist, werde ich nicht Klein sagen; einen besseren Vater wie ihn kann mein Wilhelm gar nicht kriegen —“

* * *

Und Herr Ventien wurde erster Lehrer und kam dann alle Tage zur Privatstunde. Und als aufs Neue der Herbst ins Land gezogen kam, gab's eine Hochzeit!

Allerlei.

Die Ruhestätte der „Jltis“-Mannschaft. Dem Besuch des Bringen Heinrich an der Ruhestätte der „Jltis“-Mannschaft auf Kap Schantung ist ein Aufsatz gewidmet, den Hauptmann Dannbauer im „Blat. Lloyd“ veröffentlicht. Wir entnehmen daraus Folgendes: Etwa eine Seemeile von der an Rissen reichen Landungsstelle entfernt gingen unsere Schiffe vor Anker. Unsere Dampfmaschinen mit den Booten im Schlepptau brachten Offiziere und Mannschaften bis auf ungefähr zehn Schritte ans Ufer heran. Ein näheres Heranzufahren und direktes Anlegen erlaubten außer der geringen Wassertiefe die kleinen Riffe nicht. Doch im Umhören hatten die Mannschaften Schuhe und Strümpfe ausgezogen, die Bekleidung bis zum Knie aufgetreilt und packten lustig durch's warme, leichte Meerwasser. Die Härksten von ihnen trugen zugleich auf ihren heroischen Armen die Offiziere hinüber und heimsiten schmunzelnd die für diese Trodenbesfordderung spendenden Zigarren ein. Prinz Heinrich war schon wenige Minuten früher gelandet, angefaßt von der chinesischen Bevölkerung der nächsten Stranddörfer, und zu dem kaum 150 Schritt entfernten Kirchhof vorausgegangen. Man betritt den Kirchhof durch eine eiserne Thür von hervorragend schöner Schmiedearbeit, verziert mit eingefügtem „Eisernen Kreuz“, dem preussischen Adler und Lorbeer-Emblemen. Ueber dem Eingang erhebt sich ein vergoldetes Strahlenkreuz, unter dem die einfachen Worte stehen: „Friedhof der heldenmüthigen Besatzung S. M. Kanonenboot „Jltis.“ Und in Wahrheit, wir hatten eine Stätte stillen Friedens betreten. Wohl bewegten sich in diesem Augenblick Hunderte von kräftigen Seemannsgehaltem den schmalen Hauptgang zwischen den zu beiden Seiten liegenden Gräbern auf und ab, aber das geschah so leise, so vorsichtig traten sie auf, als ob sie die da unten Schlummernden zu stören fürchteten. Auch nur im Flüsterton raunte es Einer dem Andern zu, wenn er auf den Inschriften der Grabkreuze oder des Denkmals einen Namen gefunden, dessen Träger ihm im Leben näher gestanden, ihm bekannt oder befreundet gewesen war. Hier ruhen Der und Der — war auf mehreren Kreuzen zu lesen; dann aber hieß es weiter „und zwei Unbekannte“. Einzelne Leiden hatte man eben nicht mehr erkennen können. Unerkannt waren sie geblieben, aber sicherlich nicht unbeweiht. Einund standen die weiterbaren Seelente eine Weile vor diesen Grabkreuzen, dann legten sie schweigend ihre Hände fort. Prinz Heinrich verweilte lange an: Grabe des Kommandanten des „Jltis“, Kapitänlieutenant Braun, auf dessen Grabhügel er einen Kranz niederlegte. In ein und demselben Tage mit ihm, dem Prinzen, war der Entschlafene in den Dienst getreten, lange mit ihm auch auf ein und demselben Schiffe gefahren und ihm näher befreundet gewesen. Ehe der Prinz ging, brach er sich ein Blatt von dem auf dem Grabe blühenden

Rosenstrauch. Die Schiffsbesatzungen legten am Fuße des in der Mitte des Kirchhofs sich erhebenden Denkmals ihre Kränze nieder. Dieses besteht aus einem hohen, weißen Marmorobelisken auf hellem Granitsockel und zementirtem Unterbau und trägt folgende Inschriften: „Bei der Strandung S. M. K. „Jltis“ am 23. Juni 1896 starben den Heldentod für Kaiser und Vaterland: 1. Kapitänlieutenant Braun, Kommandant, 2. Lieutenant zur See Holbach, 3. Lieutenant zur See Kraußhütter, 4. Lieutenant zur See Prasse, 5. Assistentarzt Dr. Hildebrand.“ Die beiden Seitenwände enthalten, mit weiter fortlaufenden Nummern versehen, die sämmtlichen Namen der verunglückten Mannschaften; vor dem letzten Namen lesen wir die Nummer 71. Des Weiteren befindet sich auf der Vorderseite die Widmung: „Ihren geliebten Kameraden die Schiffe auf der ostasiatischen Station: „Kaiser“, „Irene“, „Prinz Wilhelm“, „Arcona“, „Cormoran“ 1896“, — und auf der Rückseite der erste Vers des Liedes, das diese dem unermüdlichen Tode ins Auge sehenden Männer in den letzten Minuten vor ihrem Untergang noch anstimmten: „Und treibt des wilden Sturms Gewalt“ u. s. Schon vorher, beim Betreten des Kirchhofs, war Vielen ein mächtiger Kranz aufgefallen, der den Sockel des Denkmals schmückte: ein Metallkranz aus künstlerisch nachgebildetem Lorbeer und weißen Rosen, die sich um einen ehernen Anker schlangen. Bei genauerem Zusehen ward auch ein in den Kranz eingeschloßenes, halb verblühtes Marine-Mützenband bemerkbar, das in russischer Schrift den Namen „Manshur“ trug. Die Geber waren die Offiziere und Mannschaften des russischen Kanonenboots dieses Namens gewesen, das jetzt im Hafen von Port Arthur liegt. Bei ihrem letzten Besuche des „Jltis“-Kirchhofs hatten sie den Kranz den so heldenmüthig gestorbenen deutschen Kameraden gewidmet. Nachdem noch der nahe dem Friedhof gelegene Leuchtturm in Augenschein genommen war, erfolgte die Einsperrung in die Boote und Rückkehr an Bord. Gleich darauf lichteten die Schiffe wieder die Anker.

Vom Büchertisch.

— Ein neues Literaturblatt, von dem man ausnahmsweise sagen darf, daß es eine tatsächliche Lücke ausfüllt, beginnt soeben unter dem Titel „Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde“ im Verlage von F. Fontane u. Co., Berlin W., zu erscheinen. Das Blatt hat sich die Aufgabe gestellt, dem großen Kreis gebildeter Literaturfreunde ein fortlaufendes, leicht orientirendes Gesamtmitbild des regen literarischen Schaffens im In- und Auslande zu geben. Es bringt Essays und Studien über einzelne literarischen Fragen, biographische Charakteristiken der hervorragendsten zeitgenössischen Autoren der Weltliteratur, regelmäßige Literaturbriefe aus allen Kulturländern, Reproduktionen und Auszüge interessanter Zeitungsartikel, eine Gesamtübersicht der in- und ausländischen Zeitschriften literarischen Charakters, zahlreiche Besprechungen, Nachrichten, Notizen, Bibliographie usw. Aus dem reichen Inhalt des ersten Heftes heben wir hervor: Rudolf von Gottschall: Ueber literarische Bildung; Erich Schmidt: Cyrano de Bergerac (mit Nostrand's Portrait); F. von Jobeltig: Ein deutscher Romandichter (mit dem Portrait von Th. G. Bartenius); M. von Bunsen: Aus der englischen Bücherwelt; Kris Marti: Neuere schweizerische Literatur; E. B. Susan: Isländische Dichter; Johannes Schlaf: Adalbert Stifter. Ferner Beiträge von Wolfgang Kirchbach, Professor Hermann Conrad, dem bekannten Schauplätzeforscher, Siegfried Samols, Besprechungen neuer Bücher von Ernst Heilborn, L. Jacobowski, Th. v. Sosnosky, Ferd. Weimüller, Leo Berg, Josef Ettlinger, Rudolf Pressler, Martin Greif, Carl Busse u. A. Endlich sei eine Serie ungedruckter Gedichte von Eduard Mörike erwähnt und ein noch unbekanntes Bild von Willibald Alexis, das den franken Dichter im Rollstuhl darstellt. Der Preis des neuen Blattes ist im Interesse seiner Verbreitung auf nur 2 Mk. vierteljährlich angelegt. Das einzelne Heft — in hübschem Umschlag und gediegener Ausstattung — kostet 40 Pfg. Probenummern versendet der Verlag kostenfrei.

— Schweiz oder Tirol? Unter diesem Titel veröffentlicht Eliza Jdenhaeuser in der illustrierten Wochenchrift „Der Hausfreund“ (Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlander) interessante „Nückblicke einer Fußwanderin“, die allen Vergnügungsgreisenden, welche die Berge der Schweiz oder Tirols aufsuchen, zur Lektüre und Beachtung warm empfohlen werden können. Die letzten Hefte des „Hausfreund“, 25 und 26, die den laufenden Jahrgang abschließen, enthalten noch eine Reihe gediegener instruktiver Artikel, von denen „Ueber Nahrungs- und Genußmittel“ von Dr. Hengel, „Einiges über den Aberglauben in Griechenland“ von Paul Eisner und die Schilderung „Im Manöver“ von A. Gotthard (illustrirt) hervorgehoben seien. Der jungen Königin der Niederlande Wilhelmina ist ein biographischer Artikel, dem 3 Porträts beigegeben sind, gewidmet. An Unterhaltungsstoff enthalten die Hefte: „Er und Sie“, Reittoman von J. von Bruno Barnow (Schluß); „Der verlorene Sohn“, Erzählung von Robert Mich; „Die Dispens“ von Erich Ebenstein; „Der Dank“ von E. Gnade; „Il Marangon“ von Julius Mucha; „Die beiden Porträts“ von Moreau-Bautyger; „Wahnsinnig“ von Erich Ebenstein; poetische Beiträge von Ellen Ewers, Elisabeth Meßerschmidt, Gertrud Wilda u. s. w. Die Hefte sind reich und schön illustriert.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von D't. L. Heile, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87